

Der Tsunami...

...am 26. Dezember 2004 erschütterte die Welt. Hunderttausende Menschen kamen bei der Katastrophe ums Leben, noch mehr wurden obdachlos, ganze Landstriche verwüstet. Menschen aus vielen Nationen zählten zu den Opfern. Wir haben mit Helga Bertele gesprochen, die auf Sri Lanka Kind und Schwiegermutter verlor. Wir beleuchten zudem die Situation im indonesischen Aceh, das am schlimmsten von der Naturkatastrophe getroffen wurde.

Die Katastrophe in Zahlen

- Der Tsunami am 26. Dezember 2004 gilt als eine der schlimmsten Naturkatastrophen, die es bislang gegeben hat.
- Auslöser war ein Erdbeben der Stärke von mindestens 9,0 am Meeresboden vor der indonesischen Insel Sumatra.
- Betroffen waren zwölf Länder in Südostasien, vor allem Indonesien, Sri Lanka, Indien und Thailand. Selbst an der Ostküste Afrikas bemerkte man die Flutwelle noch.
- Die genaue Zahl der Toten ist bis heute nur schwer zu ermitteln. Sie wird auf rund 230 000 geschätzt. Alleine in Indonesien starben 165 000 Menschen. In Thailand gab es bis zu 8 000 Tote. Auch 550 deutsche Touristen zählten zu den Opfern.
- Mindestens 1,5 Millionen Menschen verloren ihr Heim. Die Schäden werden auf etwa zehn Milliarden US-Dollar geschätzt.
- In Sri Lanka wurden zwei Drittel der Küste verwüstet. Fast 40 000 Menschen auf der Insel wurden getötet, eine halbe Million Menschen wurde obdachlos.

Lexikon

Tsunami

Unter „Tsunami“ wird eine Flutwelle verstanden, die entsteht, wenn Erdbeben oder Vulkanausbrüche den Meeresboden erschüttern. Im Gegensatz zu normalen Wellen, bei denen nur das Wasser an der Meeresoberfläche wogt, geraten bei einem Tsunami (japanisch: große Welle im Hafen) auch die tiefen Wasserschichten in Bewegung. Auf hoher See ist diese Welle gewöhnlich nicht größer als zwei oder drei Meter; in flachen Küstengewässern läuft sie aber zu enormen Höhen von bis zu 40 Metern auf. Tsunamis breiten sich mit bis zu 900 Kilometern pro Stunde aus. Das höchste Risiko besteht wegen der großen Aktivität der Erdkruste rings um den Pazifik.

Sri Lanka

Das Urlaubsparadies Sri Lanka war fast zwei Jahrzehnte lang vom Krieg zwischen Armee und Tamilenrebellens überschattet. Der seit gut drei Jahren anhaltende Waffenstillstand hat den Tourismus und andere Branchen wie die Textilindustrie aufblühen lassen. Sri Lanka ist mit 65 610 Quadratkilometern etwas kleiner als Bayern und hat mehr als 19 Millionen Einwohner. Die frühere britische Kolonie Ceylon wurde im Jahr 1948 unabhängig. Die Singhalesen stellen mit 74 Prozent die größte Bevölkerungsgruppe, die meisten von ihnen bekennen sich zum Buddhismus. Die überwiegend hinduistischen Tamilen machen 18 Prozent aus. Konflikte zwischen den Ethnien gibt es schon lange. Außer dem Tourismus und Textilexporten bringen Tee, Kokosnüsse und Kautschuk Devisen.

Medientipps

Helga Bertele, Schicksal Tsunami. Gedanken über das Leben, die Liebe und den Tod. Conti Ponti Verlag, ISBN: 978-3-9812167-0-7.

Mit dem Wasser hat sie Frieden geschlossen

Helga Bertele verlor vor vier Jahren bei dem Tsunami auf Sri Lanka Sohn und Schwiegermutter

ESSLINGEN/MAINZ Vor vier Jahren hat Helga Bertele ihren Sohn Manuel und ihre Schwiegermutter bei dem Tsunami auf Sri Lanka verloren. Die gebürtige Allgäuerin, die mittlerweile in Esslingen lebt, hat ihre Geschichte aufgeschrieben: „Schicksal Tsunami“ heißt das Buch, das bald in der dritten Auflage erscheinen soll.

Von Markus Lachmann

Ob sie Angst vor diesem Datum, dem 26. Dezember, habe? „Weniger Angst als früher“, antwortet Helga Bertele im Gespräch mit dieser Zeitung. „Ich hoffe, dass es erträglich wird.“ Ihre kleine Tochter Nathalie gibt ihr dabei Kraft.

Am Zweiten Weihnachtsfeiertag, genau vor vier Jahren, endete für die heute 43-Jährige auf Sri Lanka ein Traum. Mit einer Freundin war sie Jahre zuvor zum ersten Mal auf die Insel gereist, die sie bis dahin nur von bunten Plakaten kannte. Dort lernte sie auch ihren späteren Mann Sunil kennen.

Im Jahr 2003 kam ihr Sohn Manuel zur Welt. Bertele behielt ihren Job in Deutschland, die junge Familie lebte abwechselnd im Allgäu und auf Sri Lanka. Es war ein Wechsel zwischen Welten. Sunil, der es gewohnt war, im seiner Heimat oft im Freien zu sein, nannte den Lebensstil der Deutschen, die sich viel in Häusern aufhalten, „Chicken Farm“ – Hühner-Farm. In den Wintermonaten hielten sich Helga Bertele, ihr Mann und Sohn Manuel immer in einem kleinen Haus am Meer in Unawatuna, dem Heimatdorf Sunils, auf. Dort betrieb ihr Mann ein kleines Restaurant.

Am Morgen des 26. Dezember 2004 liegt die Familie noch im Bett, nach einer Strandparty vom Vorabend. Der fast andert-



Ihre Tochter Nathalie gibt ihr Kraft: Helga Bertele, die derzeit an der dritten Auflage ihres Buches arbeitet.

Foto: Horst Rudel

halb Jahre alte Manuel hat zu Weihnachten Spielzeugautos und eine kleine srilankische Trommel – eine Dolki – geschenkt bekommen. Helga Bertele selbst hat vor wenigen Tagen erfahren, dass sie wieder schwanger ist. Das kleine Glück ist perfekt.

Zimmer unter Wasser

Es ist kurz nach neun, als Schwiegermutter Winnie die drei plötzlich weckt: Sie trommelt mit den Fäustern an die Tür des Schlafzimmers und schreit in Unawatuna, dem Heimatdorf Sunils, auf. „Wasser“ heißt. Blitzschnell rafft sich die Familie auf. Sunil schnappt sich Manuel. „Unser Schlafzimmer stand innerhalb weniger Sekunden unter Wasser. Das Haus ächzte und krach-

te. Es brach zusammen“, schreibt Bertele in ihrem Buch. Tauchend gelangt sie aus dem Haus, schwimmt zwischen Mauerstücken, Balken und Glasscherben hindurch, rettet sich auf das Dach des Badezimmers – ein Anbau, den sie nur Wochen zuvor mit Stahlträgern abgestützt hatten. Die Scherben haben ihr die Füße aufgeschlitzt. Schon jetzt befällt die junge Mutter eine Ahnung – dass ihr Sohn die Welle nicht überlebt hat.

Während sie auf dem Dach ausharren muss, wird ihr Mann gegen eine Palme geschleudert, er kann den anderthalbjährigen Bub nicht halten, Manuel versinkt in der schmutzigen Flut. Dramatische Szenen spielen sich ab: Sunil greift immer wieder ins Wasser, sucht nach sei-

nem Sohn. Er bekommt ein Kind zu fassen und rettet diesem das Leben – es ist nicht seines. Vier Stunden lang sucht der Vater nach dem kleinen Manuel, dann findet er den leblosen Körper. Manuel ist ertrunken. Auch seine 71-jährige Großmutter Winnie, die ihrem Sohn und ihrer Schwiegertochter mit den Schreien das Leben gerettet hat, ist tot.

Verein gegründet

Helga Bertele findet nach dem Unglück nur mühsam einen Weg zurück ins Leben. „Wir verloren den Boden unter den Füßen und jegliche Kontrolle über unser Leben“, beschreibt die Allgäuerin, die auch Freunde in Wiesbaden hat, die Zeit nach dem Tsunami. Ihre Ehe

wird durch den Verlust zweier Menschen auf eine harte Probe gestellt – und kann der Belastung nicht standhalten. Das Paar trennt sich, lässt sich später scheiden.

Im Schreiben findet die Deutsche ein Ventil, in ihrer Tochter, die das Unglück „in ihrem Bauch“ überlebt hat, findet sie Trost. „Ich habe viel geweint – immer wieder, wenn ich schreibe“, sagt die Allgäuerin. „Ich will mit dem Buch keine Massen ansprechen, sondern Mitstreiter finden, die das Gleiche wie ich erlebt haben“, beschreibt sie ihre Motive. Ihr Buch stellt auch ein beherztes Plädoyer gegen Rassismus dar.

Zusammen mit Freunden gründet sie in Deutschland den Verein „Manuel e.V.“. Über ihn sammelt sie Geld und Sach-

spenden, um in Sri Lanka beim Wiederaufbau zu helfen. So setzt sie sich dafür ein, dass die Menschen auf der Insel schwimmen lernen – viele sind im Dezember 2004 ertrunken, weil sie nicht schwimmen konnten. Bertele hofft, dass noch im kommenden Jahr mit dem Bau eines Schwimmbades begonnen werden kann. Auch setzt sich die Betriebswirtin dafür ein, die Bildung der Menschen auf Sri Lanka zu verbessern. So schwebt ihr ein Projekt zu einem interkulturellen Unterricht vor.

Mit dem Wasser hat sie mittlerweile Frieden geschlossen – nur wenige Monate nach dem Tod ihres Sohnes suchte sie den Ort des Unglücks wieder auf, ging im Meer baden. Helga Bertele lebt seit dem Unglück bewusster, mag keine Oberflächlichkeiten. Sie gibt dem Erlebten einen Sinn, indem sie sich engagiert. „Jeder Augenblick ist ein Geschenk“, weiß die 43-Jährige. „Denn das Leben kann jederzeit enden.“

Der Verein im Internet: www.manuel-ev.com



Das letzte Foto mit dem kleinen Manuel, zwei Tage vor dem 26. Dezember 2004. Foto: privat

„Es war wie der Weltuntergang“

Das indonesische Aceh vier Jahre nach der Horrorwelle / Mittlerweile geht es wieder bergauf

Von Christiane Oelrich



Sepridah Nur Hayahni (50) in ihrem Hof in Banda Aceh. Sie hat zwei Kinder, einen Bruder und sechs Enkel verloren. Foto: dpa

BANDA ACEH Klar ist Gras gewachsen über dem Massengrab Kuburan Massal in Banda Aceh auf der indonesischen Insel Sumatra. Über dem weiten Feld, wo 14 262 Opfer des Tsunamis begraben wurden, liegt Stille. Ein junges Ehepaar steht hier, der Mann mit einem Baby auf dem Arm. Die beiden verharren minutenlang bewegungslos im Gedenken an die Toten. Aber bei denjenigen, die damals dabei waren und die Naturkatastrophe überlebt haben, sind die Erinnerungen so frisch als sei es gestern gewesen. „Ich war überzeugt, dass das der Weltuntergang ist“, sagt Juanda (32) in der Küstenstadt Calang ein paar Autostunden

südlich von Banda Aceh. 600 Familien leben hier heute, 80 Prozent der Einwohner kamen vor vier Jahren ums Leben. „Wir haben zwei Wochen keinen Helfer gesehen. Wir dachten, das ist das Ende der Zivilisation, die ganze Welt ist zerstört.“ Juanda hatte sich mit ein paar hundert anderen auf Hügel hinter der Stadt gerettet.

In Banda Aceh lebt Fauzan Azimisyah (25) die bange Stunden noch einmal durch. „Da oben haben wir gestanden“, sagt er und deutet auf den zweiten Stock einer Villa. Als die Erde am frühen Morgen bebte, lief er aus dem Haus. „Kurz drauf schrien die Leute schon: das Wasser kommt, rennt!“ Azimisyah rannte die Treppe in der Villa hinauf, als das Wasser rasant stieg. „Da sah

ich eine Frau im Wasser, mit einem Baby auf dem Arm.“ Azimisyah hielt sich am Kabel der Deckenlampe fest, um die Frau zu packen. Er konnte sie zur Treppe schieben. „Als das Wasser abließ, tauchten zu meinem Horror plötzlich die Köpfe von sechs alten Frauen auf, die nach Luft rangen.“ Azimisyah brachte auch sie in Sicherheit.

Dann ging er hinaus, um seine Schwester zu suchen. „Da kam die nächste Welle. Ich schwamm zu einem Zaun und hielt mich fest. Ich weiß nicht, wo ich die Kraft hergenommen habe.“ Es hat Stunden gedauert, bis das Wasser weg war. Und dann bricht Azimisyahs Stimme. „Tagelang bin ich durch die Straßen gelaufen, aber von meiner Schwester und meinen bei-

den Neffen habe ich bis heute keine Spur gefunden.“

Die verheerende Naturkatastrophe hat rund um den Indischen Ozean fast eine Viertel-million Menschenleben gefordert. Aceh, das besonders nah am Epizentrum lag, traf es am schlimmsten. Die Bilder des Schreckens am zweiten Weihnachtstag haben damals weltweit eine beispiellose Welle der Hilfsbereitschaft losgetreten. Allein die Rotkreuz- und Rothalbmondgesellschaften erhielten eine Milliarde Dollar an Spenden. Das Deutsche Rote Kreuz sammelte 112 Millionen Euro. Insgesamt wurden 1491 Häuser gebaut, 32 Schulen, sieben Kliniken und 1700 Brunnen gesäubert. Lehrer wurden ausgebildet, Berufsschulen eingerichtet, Erwachsene und Kinder gedrillt, wie sie sich besser schützen können – die nächste Katastrophe kommt im erdbebengefährdeten Aceh bestimmt.

Der Tsunami traf eine vom Bürgerkrieg zerrissene Provinz. Nach der Katastrophe schlossen die Unabhängigkeitskämpfer Frieden mit Indonesien, um den Wiederaufbau gemeinsam anzupacken. In den ersten Jahren haben zehntausende Helfer, die hier stationiert waren, für eine dynamische Wirtschaft gesorgt. Jetzt ziehen viele ab. Die Acehnesen müssen auf eigenen Füßen stehen. „Sie haben großes Potenzial“, sagt der UN-Wiederaufbaukoordinator Satya Tripathi. „Es gibt tausende Kilometer Küste zum Fischen, fruchtbares Land für Agrarprodukte, und 10 bis 12 000 Leute, die jetzt in den Grundzügen der Computerarbeit und Buchhaltung trainiert sind – wir brauchen nur dringend Auslandsinvestitionen.“

Auch in Calang und nebenan in Teunom, wo die Hälfte der 17 000 Einwohner ums Leben kam, geht es bergauf. Juanda arbeitet als Übersetzer und Rotkreuzhelfer. Er hat ein neues Haus bekommen – und schon angebaut.



Nur ein riesiger Haufen Schutt ist diesem Mann von seinem Haus geblieben – das Archibild vom Januar 2005 zeigt Banda Aceh kurz nach der Katastrophe.

Foto: dpa